

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 33 (1957-1958)
Heft: 8

Artikel: Gedruckt und vergessen : die Wichtigkeit der mündlichen Überlieferung
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

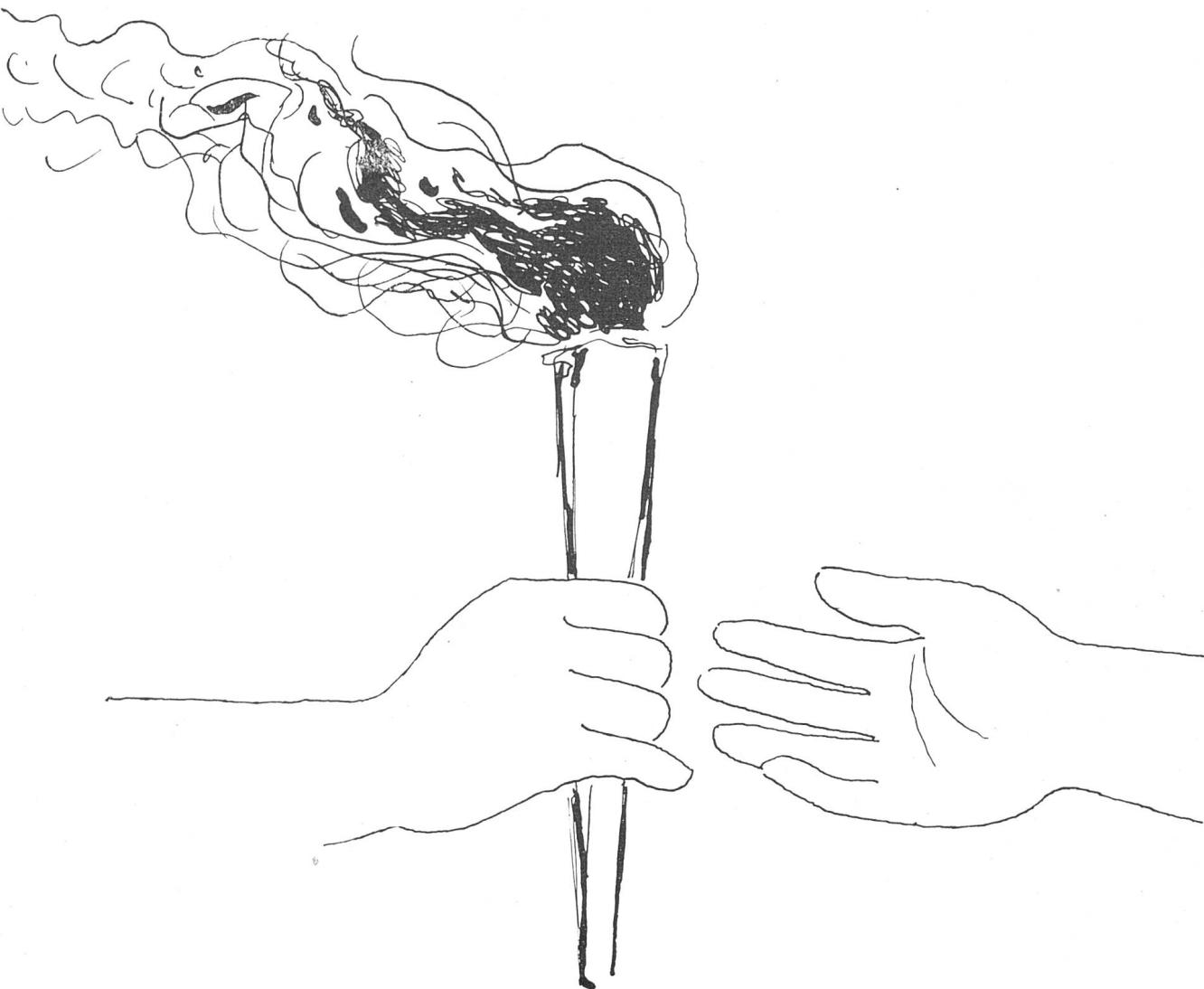
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gedruckt und vergessen

Die Wichtigkeit der mündlichen Überlieferung

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Das 19. Jahrhundert – das in Europa mit dem Ersten Weltkrieg aufhörte, während es in den Vereinigten Staaten noch etwas länger dauerte – unterschied sich von den vorangehenden Epochen durch eine allgemein verbreitete Fortschrittsgläubigkeit. Während früher das Alte grundsätzlich als besser betrachtet wurde, weil es alt war, schien dem 19. Jahrhundert etwas grundsätzlich besser, wenn es neu war.

Als 16jähriger Jüngling kam ich einmal während einer Wanderung dazu, wie in einem Rathaus eines kleinen Städtchens ein Saal

renoviert wurde. Man war eben dabei, die schönen Deckenmalereien aus dem 18. Jahrhundert mit gelb-brauner Ölfarbe zu überstreichen. Gleichzeitig wurden die reizenden Rokoko-Stukkaturen abgeschlagen. Trotzdem ich damals ein schüchtern junger Mann war, wagte ich, mich nach den Gründen dieses barbarischen Verhaltens zu erkundigen. Zufällig waren der Baumeister und der Gemeindepräsident anwesend. Beide schauten mich mitleidig an. «Solche Malereien und Stukkaturen hat man heute nicht mehr», erklärten sie, und damit war der Fall für sie erledigt.

Daß diese Geisteshaltung auf allen Gebieten die Tradition zerstörte, ist selbstverständlich. Das wurde aber durchaus nicht als Nachteil betrachtet.

Die heutige Generation ist konservativer. Sie bemüht sich, die Sünden der radikalen Großväter wieder gut zu machen. Man hat eingesehen, daß eine Kultur, welche die Überlieferung zerstört, ihr Fundament verliert. Eine starke Tradition verbindet die einzelnen Volksklassen, sie schafft eine richtige Beziehung zur Vergangenheit und dadurch zum Tod, sie verhindert die Entwurzelung und Vereinsamung des Menschen. Aus allen diesen Gründen bemüht man sich heute, alte Traditionen wieder ins Leben zu rufen und neue aufzubauen. Trotzdem aber das wichtigste Hindernis, der blinde Fortschrittsglaube, überwunden ist, ist diese Umkehr sehr schwierig. Der Grund liegt nicht nur darin, daß die eigentlichen Träger der Überlieferung, die Gemeinschaften, durch den extremen Individualismus des 19. Jahrhunderts zerstört oder geschwächt worden sind, es ist noch ein weiteres Hindernis dazu gekommen, und zwar eines, an das man gewöhnlich nicht denkt: Die übermäßige Bedeutung, die das geschriebene und gedruckte Wort erlangt hat.

«*Gott segne Kupfer, Druck und jedes andere vervielfältigende Mittel,
so daß das Gute, das einmal war,
nicht wieder zugrunde gehen kann.*»

Goethe

Hier irrt Goethe.

Nicht trotz, sondern wegen der Vervielfältigungsmittel geht viel Gutes, das einmal war, zugrunde.

So wie wegen der Bergbahnen und Sessellifts die meisten Menschen das Bergsteigen verlernt haben, so haben Schrift und Druck das Verständnis für die mündliche Überlieferung zerstört. Diese Entwicklung ist deshalb gefährlich, weil auch heute noch, trotzdem unendlich viel geschrieben und unendlich viel gedruckt wird, immer noch der größere Teil unserer Kultur auf mündlicher Überlieferung beruht. Die meisten Sitten und Gebräuche im weitesten Sinn, wie wir uns kleiden und wie wir wohnen, wie wir kochen und wie wir essen, wie wir unsere Kinder erziehen und wie wir unser Familienleben gestalten, all das lernen

wir auch heute noch nicht aus Büchern, sondern zum größten Teil durch mündliche Überlieferung. Diese aber ist heute gestört.

Als die Überlieferung heilig war

Damals, als noch wenig aufgeschrieben und noch wenig oder überhaupt nichts gedruckt wurde, war es jedem Menschen klar, daß das Weiterbestehen der Kultur davon abhing, daß die Tradition nicht unterbrochen wurde. Eine Kette ist so stark wie ihr schwächstes Glied. Wenn eine einzige Generation versagte, ging ein Jahrhundert- oder Jahrtausendaltes Gut verloren.

Das erklärt die ungeheure Bedeutung, die man früher der Tradition beimaß. So wie die Vestalinnen Tag und Nacht darüber wachten, daß das heilige Feuer nie auslöschte, so wachten unzählige Menschen in allen Schichten darüber, daß die Überlieferung nicht verloren ging.

Ein besonders eindrückliches Beispiel für diese Geisteshaltung erlebte ich vor 25 Jahren auf Djerba. Auf dieser damals verschlafenen und noch fast unberührten Insel, die Tunesien vorgelagert ist, verbrachte ich mit meiner Frau einige Ferienwochen. Wir waren neben André Gide die einzigen Touristen. Von den vielen altertümlichen Handwerken, die dort betrieben wurden, faszinierten uns am meisten die Töpfer. Dieses Handwerk vererbte sich seit urdenklichen Zeiten vom Vater auf den Sohn. Nicht nur die Herstellungstechnik blieb durch die Jahrhunderte dieselbe, auch die Formen wechselten nicht. Es wurden auf den Millimeter genau die gleichen klassischen Henkel-Tongefäße gedreht, wie wir sie aus dem alten Griechenland kennen.

Es war für uns Europäer des 20. Jahrhunderts einfach unfaßbar, daß nicht im Verlaufe von 1000 Jahren irgendeinmal ein Stilwechsel eingetreten war, daß nicht einmal einer dieser Töpfer Lust verspürt hatte, eine andere Form zu versuchen.

Diese Lust war bestimmt da, aber es wurde ihr nicht nachgegeben. Man hatte erkannt, daß hier eine vollkommene Form gefunden worden war und betrachtete es deshalb als Verrat, als Sünde, davon abzuweichen.

Das ist traditionelles Denken in schärfster Ausprägung. Diese Einstellung war aber früher allgemein und auch bei uns, sogar noch im letzten Jahrhundert, verbreiteter als man an-

nimmt. Als die Gebrüder Grimm ihre Märchen aufschrieben, fiel es ihnen auf, daß diese von der gleichen Erzählerin immer wörtlich gleich erzählt wurden. So wie die alten Frauen die Märchen seinerzeit von ihrer Mutter oder Großmutter, und diese wiederum von ihrer Mutter oder Großmutter gehört hatten, so wurden sie weitergegeben. Die überlieferte Form abzuändern, oder durch persönliche Einfälle auszuschmücken, hätte als ungehörig gegolten. Dazu fühlte man sich so wenig berechtigt, wie es heute niemandem in den Sinn käme, an einem alten Bild, das er besitzt, Übermalungen oder Veränderungen vorzunehmen.

Die fehlende Richtschnur

Heute ist diese Ehrfurcht dem überlieferten Wort gegenüber nicht mehr da. Die Mütter, welche die Märchen erzählen, lassen jene Stellen, die ihnen nicht gefallen oder zu grausam vorkommen, unbedenklich weg oder verändern sie.

Bis vor kurzem wurden auch die Kinderverse von einer Generation zur anderen in der gleichen Form überliefert. Wenn sich auch in den verschiedenen Landesteilen mit der Zeit Varianten herausbildeten, so ist es doch erstaunlich, wie wenig die Verse im großen und ganzen verändert wurden.

Diese Verpflichtung der Tradition gegenüber findet man heute noch bei bestimmten Kochrezepten, vor allem wenn sie Backwaren betreffen, die ursprünglich eine kultische Bedeutung hatten.

Auch heute noch werden Fasnachtschüechli im allgemeinen so gemacht, wie das in der betreffenden Gegend Brauch ist, so und nicht anders. Auch heute noch hätten viele Frauen Hemmungen, sie zu «verbessern» oder dem individuellen Geschmack anzupassen.

Zur Tradition gehört es auch, daß ihre Herstellung auf bestimmte Zeiten beschränkt bleibt. Eine Zürcherin, die etwas auf sich gibt, würde es z. B. immer noch als Ungeheuerlichkeit empfinden, Eieröhrli mitten im Sommer zu backen.

In vielen Lebensbezirken ist aber die mündliche Tradition geschwächt oder ganz verschwunden. Weil grundsätzlich die Möglichkeit der schriftlichen Fixierung bestand, fühlte man sich von der Verpflichtung zur mündlichen Weitergabe entbunden. Dadurch hat

nun aber auf vielen Gebieten die Überlieferung überhaupt aufgehört, denn auch jetzt wird ja nicht alles aufgeschrieben.

Infolgedessen ist gerade im Gebiet der Alltagskultur ein eigentliches Vakuum entstanden.

Ob und wie man sein Beileid ausdrückt, wenn ein Kind einige Tage nach der Geburt stirbt, wie man unter Geschwistern den Hausrat teilt, wie lange eine Witwe warten soll, bis sie wieder heiratet, wie sich eine Frau verhalten muß, wenn sich beim Stillen Schwierigkeiten einstellen, für alle diese Probleme gab es früher Faustregeln, überlieferte und bewährte Verhaltensvorschriften, die nun zum großen Teil verschwunden sind. Die Lebenskundebüchlein und die Briefkastenspalten der Zeitschriften bieten dafür keinen Ersatz. Die seelische Überbelastung, an der so viele Menschen heute leiden, kommt zum Teil daher, daß sie die bewährten Lösungen für die großen und kleinen Lebensprobleme nicht mehr kennen. Die durch Generationen erprobten Erkenntnisse gingen verloren.

Was waren nur allein in den Sprichwörtern an Richtlinien enthalten!

*Fraue und Tuech söt me nüd by Liecht chafe.
Was me nüd erflüüge chaa, cha men erhinke.
Qui veut faire l'ange, fait la bête.*

Für jede Lebenslage, jede Entscheidung, war eine Richtschnur da. Man wußte, man war nicht allein. Man ersah aus den überlieferten Lebensweisheiten, daß schon unzählige andere mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hatten. Ein heutiger Mensch erhält diesen Trost erst, wenn er zum Psychiater geht. Dort erfährt er zu seinem Erstaunen und zu seinem Trost, daß er mit seiner Schwierigkeit oder seinem Leiden durchaus nicht ein Einzelfall ist.

Daß man das große Gebiet der mündlichen Tradition nicht mehr pflegte, oft sogar bewußt zerstörte, hängt allerdings nicht nur damit zusammen, daß die Verpflichtung zur Weitergabe geschwächt wurde, sondern mit einem falschen Kulturbegriff, der allmählich aufkam. Dieser wurde immer enger gefaßt und beschränkte sich zuletzt auf das, was in den Schulen und Universitäten gelehrt wurde. Das ganze riesige Gebiet der Alltagskultur und Volkskultur wurde als unwichtig betrachtet.

Das Gedächtnis

Voraussetzung für das Bestehen einer starken mündlichen Tradition ist die Pflege des Gedächtnisses. Dieses war zweifellos früher besser entwickelt. Es gab in der Frühzeit viele Leute, welche die großen Helden-Epen auswendig konnten. Aber auch bei uns waren noch vor 50 Jahren Leute, die dreißig oder vierzig Lieder mit allen Strophen auswendig singen konnten, keine Seltenheit. Seit alle diese Lieder gedruckt zur Verfügung stehen, kennen selbst bei einem so bekannten Lied wie «Freut Euch des Lebens» nur noch die wenigsten auch nur die zweite Strophe. Ähnlich verhält es sich mit unserer Nationalhymne. Die erste Strophe wird kräftig gesungen, bei der zweiten ist die Beteiligung bereits sehr schwach.

Im Rotary-Club Zürich werden bei der jährlichen Weihnachtsfeier die traditionellen Lieder «O Tannenbaum», «O du fröhliche» und «Stille Nacht, heilige Nacht» gesungen. Wenn man aber nicht jedes Jahr gedruckte Kärtchen mit dem Text verteilen würde, wäre der gemeinsame Gesang unmöglich.

Selbst Trachtengruppen, die Lieder eingeübt haben, sieht man beim öffentlichen Auftreten nicht selten mit Liederbüchern in der Hand – ein wahrhaft jämmerlicher Anblick.

Mit den Kinderversen steht es nicht viel besser. Lehrer berichten, daß die meisten Kinder, wenn sie in die Schule kommen, höchstens zwei bis drei Versli oder Liedlein auswendig können, vielleicht «Häile, häile, Sääge», «I ghöören es Glööggli» und die erste Strophe von «Rooti Röösli im Gaarte».

Auch in der Schule wird weniger auswendig gelernt als früher. Man glaubt, den Schülern nicht mehr zumuten zu können, lange Gedichte wie die seinerzeit beliebten «Kraniche des Ibi-kus» oder Schillers «Glocke» auswendig zu lernen. Dabei ist es durchaus nicht so, daß das Gedächtnis an sich schwächer geworden wäre, es ist nur mangels Übung schwächer geworden. Menschen, die von Berufs wegen ein großes Gedächtnis brauchen, wie etwa die Schauspieler, sind immer noch imstande, riesige Rollen auswendig zu lernen.

Bereits kommt auch das Kopfrechnen in Gefahr. Auch dies ist hauptsächlich eine Sache der Übung. Es gab noch anfangs dieses Jahrhunderts in gewissen Berufen bedeutende Geschäftsleute, wie zum Beispiel Baumeister oder

Viehhändler, die über den Stand ihrer sehr komplizierten Transaktionen vollkommen Bescheid wußten, ohne daß sie eine einzige Notiz machten.

In unseren Schulen hat man von jeher besser Kopfrechnen gelernt, als in den Schulen anderer Länder. Ausländische Touristen staunen, wenn sie sehen, mit welcher Geschwindigkeit und Zuverlässigkeit unsere Post- und Bahnbeamten, aber auch Verkäuferinnen im Kopf drei- und vierstellige Zahlen zusammenzählen können. Leider gibt es aber – im Zug der allgemeinen Abwertung des Gedächtnisses – Eltern, die intensive Übungen im Kopfrechnen als Quälerei empfinden, als Anstrengung, die man den Kindern nicht mehr zumuten könne.

Sprache kommt von Sprechen

Mit dem allgemeinen Gedächtnisschwund hängt auch der Verfall der Redekunst zusammen. Eine Rede ist bekanntlich keine Schreibe. Wer das, was er sagen will, vorher wörtlich aufschreibt und dann abliest, ist nie ein guter Redner. Viele mißtrauen aber heute ihrem Gedächtnis in solchem Maße, daß sie selbst bei Diskussionen in den Räten nicht im Stande sind, nur auf Grund von Stichworten zu reden. Sie lesen ein vorbereitetes Manuskript ab, unbekümmert darum, ob schon vier Vorredner genau dasselbe gesagt haben. Dieses Kleben am Manuskript trägt viel dazu bei, die Ratssitzungen langweilig und unfruchtbar zu machen.

Im Zusammenhang mit all diesen Erscheinungen ist eine eigentliche Abwertung des gesprochenen Wortes eingetreten. Immer mehr wird nur das schriftlich Niedergelegte ernst genommen. In weiten Kreisen herrscht heute die – juristisch durchaus irrite – Ansicht, eine mündliche Abmachung habe überhaupt keine Rechtskraft und sei deshalb nicht einklagbar. Dabei ist es doch so, daß nach schweizerischem Recht nur in ganz wenigen Fällen ein Vertrag der Schriftlichkeit bedarf, um gültig zu sein. Aus dieser Geisteshaltung heraus läßt es sich erklären, daß uns einmal ein Autor schrieb: «Die Abmachung, auf die Sie sich berufen, hat keine Gültigkeit, denn sie erfolgte nur mündlich und außerdem ohne Zeugen.»

Je mehr das geschriebene Wort gepflegt wird, umso mehr verarmt allgemein der mündliche Ausdruck. Bei unserer Muttersprache, dem Schweizerdeutschen, ist das besonders

deutlich erkennbar. Das Schweizerdeutsche wird im allgemeinen nicht geschrieben, sondern mündlich weiter gegeben. Dadurch fällt es aber der Mißachtung alles nicht schriftlich Fixierten anheim. Von vielen werden die schweizerdeutschen Dialekte deshalb nicht ernst genommen, weil sie im allgemeinen nicht für den schriftlichen Verkehr gebraucht werden. Man trifft infolgedessen nicht selten Leute an, welche die merkwürdige Idee vertreten, das Schweizerdeutsche sei eigentlich gar keine richtige Sprache, es besitze keine Syntax und keine Grammatik.

Beim Hochdeutschen sind die Gefahren anderer Art: Sie liegen in der Erstarrung. Es kann sich deshalb nicht richtig entwickeln, weil man ihm eine Zwangsjacke angelegt hat. Alles, was erlaubt, und was nicht erlaubt ist, ist schriftlich festgelegt. Natürlich bemüht sich auch die mündliche Sprachtradition, zu verhindern, daß ein Chaos entsteht, aber sie ist elastischer und erlaubt deshalb eher eine Anpassung an neue Verhältnisse oder an ein verändertes Lebensgefühl. Die Amerikaner haben die Gefahren einer allzu starren Sprachfestlegung erkannt. Das gesprochene Wort wird deshalb dort wichtiger genommen. Es spielt eine größere Rolle als in Deutschland. Es hat auch mehr Durchschlagskraft. Über die Dichter dringen dann die von der Umgangssprache geschaffenen neuen Formen schneller als in Deutschland oder Frankreich in die Schriftsprache ein.

Die Gemeinschaften als Träger der Tradition

Man muß sich nicht vorstellen, früher, als fast die ganze Kultur mündlich überliefert wurde, hätten alle Menschen das ganze Traditionsgut zu eigen besessen. Aber auf allen Gebieten gab es Hüter und vor allem Hüterinnen des heiligen Erbes. Diese Bewahrer bezogen keine Besoldung für ihre Aufgabe, sie besaßen kein Diplom. Die Gesellschaft brauchte sie, und deshalb stellten sie sich zur Verfügung.

Vor allem einzelne Frauen leisteten großes. Hier bestand – nebenbei gesagt – eine wichtige Aufgabe für die alten Leute. Sie littten deshalb früher weniger als heute unter dem Gefühl, man brauche sie nicht mehr. Sie genossen auch gerade dadurch eine gewisse Verehrung, daß sie Träger der Überlieferung auf einem Spezialgebiet waren. Da gab es alte Frauen, die

alle Heilkräuter kannten und die Erkenntnisse der Volksmedizin hüteten, andere, die Meisterrinnen waren im Weben, usw. Vor allem aber lag das hohe Amt der Sprachbewahrung in den Händen der Großmütter; diese sorgten dafür, daß der Wortschatz, die anschaulichen Ausdrücke und Bilder, kurz all das, was eine Sprache reich macht, nicht verloren gingen. Es ist eine merkwürdige Geistesverwirrung, wenn man meint, die ganze Erhaltung der Sprachkultur könne man den Lehrern aufbürden.

Die eigentlichen Träger der Tradition waren und sind aber die Gemeinschaften. Sie leben länger als der einzelne Mensch und sind dadurch im besonderen Maße befähigt, die Überlieferung aufrecht zu erhalten.

Ein interessantes Beispiel dafür bildet die Art und Weise, wie die Kindergemeinschaften die Kinderspiele aus grauer Vorzeit bis in die Gegenwart hinüber gerettet haben. Viele unserer Kinderspiele sind uralt. Manche gehen in vorchristliche Zeiten zurück und haben oft einen kultischen Ursprung. Nach der Einführung des Christentums wurde die Pflege des heidnischen Brauchtums verpönt; in den Kinderspielen konnte es sich aber erhalten. Ein Beispiel eines Spieles, das besonders weit in die vorchristliche Zeit zurück geht, ist das Hüpfspiel Himmel und Hölle, auch Paradies-Spiel genannt. Diese Kinderunterhaltung geht in ihrem Ursprung auf die babylonische Astrologie zurück, hat man doch bei Ausgrabungen die gleichen Zeichnungen gefunden, wie sie heute die Kinder bei uns anbringen. Wir haben es also mit einer Tradition zu tun, die 5000 bis 6000 Jahre alt ist.

Wenn man denkt, daß das einzelne Kind dieses Spiel nur einige Jahre lang betreibt, daß die «Generationen» also hier viel kurzlebiger sind als bei den Erwachsenen, scheint es einem fast wie ein Wunder, daß sich dieses Spiel so lange erhalten konnte.

Die Erklärung liegt darin, daß gerade bei den Kindern der Sinn für die Wichtigkeit der Tradition besonders stark ausgebildet ist. Es wird eisern darauf geachtet, daß die neu hinzukommenden Drei- oder Vierjährigen die uralten Regeln lernen und genau respektieren. Kindergärtnerinnen ändern Spiele gelegentlich ab, Kinder würden das von sich aus nie tun. Für sie haben die überlieferten Regeln den Absolutheitsanspruch einer religiösen Zeremonie.

Unserer Zeit war es vorbehalten, auch diese

Tradition zu zerstören. Die Gründe sind scheinbar sehr verschiedenartig. Eine Hauptursache liegt darin, daß man den Kindern die Spielplätze wegnahm, daß man nicht nur die Hauptstraßen, sondern auch die Nebenstraßen ausschließlich dem Verkehr reservierte, ohne für einen Ersatz zu sorgen. Ein anderer Grund war die Zerstörung der organischen Kindergemeinschaften. All das wäre aber nicht möglich gewesen, wäre nicht vorher grundsätzlich die Achtung vor der Tradition aufgelöst worden. Eine Kultur, der die Aufrechterhaltung der mündlichen Überlieferung wichtig ist, weiß natürlich, daß die Gemeinschaften, welche Träger dieser Überlieferung sind, erhalten bleiben müssen.

Mangelndes Verständnis für die Tradition und ihre Träger führten im letzten Jahrhundert zur Auflösung der Knabenschaften. Diese uralten Organisationen der ledigen jungen Leute, der «Chnaabe», erfüllten wichtige Aufgaben. So regelten sie unter anderem auf Grund eines komplizierten und alten Ehrenkodexes die Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Der Kiltgang zum Beispiel war durchaus nicht der wilde und hemmungslose Brauch, als den ihn moralisierende Geistliche betrachteten. Die von den Knabenschaften gehütete Tradition schrieb genau vor, wie weit der junge Mann, den das Mädchen in sein Schlafzimmer eingelassen hatte, gehen durfte, was erlaubt war und was nicht.

Dort, wo die Knabenschaften die jährlichen Tanzanlässe durchführten, gehörte es zu ihren Obliegenheiten, dafür zu sorgen, daß alle Mädchen einen Tanzpartner fanden, nicht nur die reichen, oder die schönen oder die erotisch anziehenden. Es gab also keine Mauerblümchen.

Gleichzeitig boten die Knabenschaften, wie wir sie in Form der Nachtbuben noch in Erinnerung haben, Gelegenheit, die überschüssige Lebenskraft und die nun einmal vorhandene Aggressivität, welche die jungen Leute besitzen, auszutoben. Die Nachtbuben befriedigten mit ihren Streichen, dem Verschleppen von Heuwagen, dem Abnehmen von Wagenrädern, ihrem Jauchzen und Brüllen auf verhältnismäßig harmlose Art die gleichen Bedürfnisse, welche die heutigen Gruppierungen der Halbstarken auf weniger harmlose Art befriedigen.

Heute sucht man für die vielen Gemeinschaften, die man zerstört hat, einen Ersatz zu schaffen, von den Kindergärten für die ganz Kleinen, bis zu den Pfadfindern, den Vereini-

gungen ehemaliger Konfirmanden und Jugendgruppen aller Art. Das ist aber nicht so einfach. Es ist viel leichter, eine Tradition, die existiert, wieder zu neuem Leben zu bringen, als eine neue ins Leben zu rufen. Trotzdem ist auch dies kein Ding der Unmöglichkeit. Das beweist Amerika. Im Zusammenhang mit Kirche, Schule, Nachbarschaft und Sport haben sich dort neue und starke Organisationen gebildet, die bereits wieder Träger eines modernen Brauchtums mit verbindlichen Verhaltensvorschriften sind. Trotzdem Amerika ein junges Land ist, sind die Amerikaner viel mehr als wir in Gemeinschaften eingebettet, die zwar die persönliche Freiheit sehr einengen, dafür aber dem Einzelnen Halt geben.

Das papiere Grab

Wenn auch das Überhandnehmen des Geschriebenen und Gedruckten einen großen Teil der Überlieferung zerstörte, so hatte es nach allgemeiner Ansicht doch den Vorteil, daß wenigstens das, was festgehalten war, nicht mehr verloren ging. Auch das ist leider nur bedingt richtig.

Als Beispiel mögen die schon erwähnten Kinder-Verse und Lieder dienen. Diese sind heutzutage alle aufgeschrieben und in leicht zugänglichen Bändchen gesammelt, trotzdem verschwinden sie, versinken sie in einem papiernen Grabe.

Aber auch die elementarsten Kenntnisse der Natur sind nicht mehr vorhanden. Die Lehrer machen die Beobachtung, daß im fünften Schuljahr auch in ländlichen Verhältnissen in einer großen Klasse kaum jemand den Spatz kennt, und viele die Rottanne nicht von der Weißtanne unterscheiden können. Woher kommt das?

Als noch die allermeisten Kenntnisse und Erkenntnisse mündlich weiter vermittelt wurden, mußte man sich notgedrungen auf das Wesentliche beschränken, denn das Gedächtnis ist ja nicht unbeschränkt. Da beim Gedruckten diese Grenzen fehlen, entsteht ein Chaos. Ein heutiger Sekundarschüler weiß hundertmal mehr Dinge als sein Vorfahre im gleichen Alter vor 200 Jahren, aber gerade deshalb ist sein Wissen viel fragwürdiger. Eduard Strübin, Reallehrer in Gelterkinden, der ein aufrüttelndes Buch – «Baselbieter Volksleben» – geschrieben hat, eine Art Soziologie eines heutigen Dorfes, kommt zu der

Feststellung, daß «sowohl das gesamte Schulwissen, wie das Wissen des Mannes mit guter Allgemeinbildung in Physik und Chemie nur ein Aberwissen sei». Das ist selbstverständlich nicht die Schuld der Lehrer, sondern kommt zum Teil davon, daß der Schule ein viel zu schwieriges Bildungsziel zugemutet wurde.

Wie wenig bleibt, sieht man dann bei den Rekrutenprüfungen. Wie könnte es auch anders sein! In den Kopf der armen jungen Leute wird so viel hineingepreßt, daß ihnen gar keine andere Wahl übrig bleibt, als von dem Gehörten möglichst vieles möglichst rasch wieder zu vergessen.

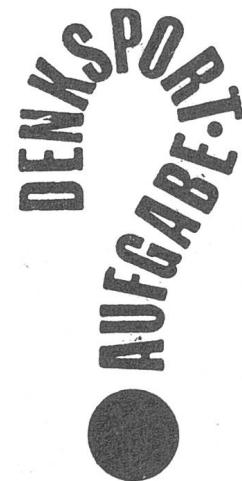
Nach der Schule wird es nicht etwa besser. Die moderne Bildung beruht auf dem Grundsatz «Prüfe alles und behalte das Beste». Man stellt einem Menschen eine unendliche Anzahl von Druckschriften zur Verfügung, und er kann nun das auswählen, was ihm wichtig erscheint. Für die meisten ist das zu schwierig. Das Ergebnis ist ein Chaos, eine Überfüllung mit Wissensbruchstücken, zu denen die Träger gar keine Beziehung haben, dafür fehlt aber anderes, das wichtig wäre. Auch hier wäre weniger mehr.

Die Lösung würde wahrscheinlich darin bestehen, daß eine neue Tradition gebildet wird, die festlegt, was zum eisernen Bestand des Wissens und Könnens gehört. Dieses Minimum sollte dann so vermittelt werden, daß es wirklich sitzt.

Für die zusätzliche Bildung aber ist vor allem ein einheitlicher Standpunkt nötig, der für die Auswahl maßgebend ist. Dieser Standort könnte, nach einem Vorschlag des Volkskundlers Richard Weiss, der Heimatstandpunkt sein. «Es gilt hier einfach», sagte er in einem Vortrag, «Standort wörtlich zu verstehen, als den Ort, an dem wir wohnen, stehen und sind. Der Standort ist dann der natürliche, durch Geburt und Lebensschicksal gegebene Standpunkt, von dem aus wir Dinge und Menschen und auch die Schule betrachten und erleben.»

Diese Vorschläge haben zum Ziel, die Entwurzelung zu bekämpfen. Aus der physischen Heimat wird dann die geistige Heimat.

Es ist mit der Bildung gegangen wie mit den Spielzeugen. Früher standen den Kindern nur wenige, aber bewährte Spielsachen zur Verfügung: Murmeln, ein Springseil, Reifen, Bälle. Heute kann das Kind zwischen tausend Möglichkeiten wählen, mit dem Ergebnis, daß



Der Sommer 1893 war seit Menschen-gedenken der heißeste und trockenste. Da saßen eines Nachmittags im August, als alles weit und breit ausgebrannt und öde war und kein grünes Hälklein mehr sich zeigte, einige Basler Herren im Bad «Ramsach» bei Läufelfingen. Unweit von ihnen saß der «Hämi-Fried»¹ bei seinem Bier und sann darüber nach, wie er die Basler dazubringen könnte, ihm etwas zu trinken zu zahlen.

Als dann einer der Herren arg über die Trockenheit jammerte, ging «Fried» eine Wette ein, er sei im Stande, den Herren auf dem Wisenberg oben unter einem Stein noch eine große Menge Schnee zeigen zu können. Zuerst ungläubiges Staunen. Dann kam die Forderung, der «Aufschneider» müsse den Wahrheitsbeweis antreten, und man machte sich gemeinsam auf, den Gipfel des bekannten Aussichtsberges zu ersteigen.² Oben angelangt, zeigte «Fried» den erstaunten Baslern wirklich unter einem Stein eine Menge Schnee.

¹ ein vor etwa zwanzig Jahren verstorbenes Oberbaselbieter Original

² was die Herren ohnehin im Sinne gehabt hatten

Frage: Wie hat es Hämi-Fried wohl ange stellt, die Wette zu gewinnen?

Auflösung Seite 84

es oft eine falsche Wahl trifft, mit den klassischen Spielzeugen aber nicht mehr vertraut ist. Die Zahl der Kinder, die noch richtig die verschiedenen Arten von Ballspielen oder das Springseilen beherrschen, nimmt immer mehr ab.

Eine Beschränkung auf das Wesentliche in der Schule könnte auch dadurch erfolgen, daß das Aufschreiben zurückgedämmt wird. Vor

VEXIERBILD

aus dem 19. Jahrhundert



Wem bringt der junge Mann ein Ständchen?

allem in den Mittelschulen und Universitäten wird von den Hörern viel zu viel aufgeschrieben. Nicht nur können sie dadurch weniger gut zuhören, sondern auch der Lehrer wird verleitet, sich in Einzelheiten einzulassen, die er selbst nicht auswendig kennt. Er liest etwas ab, das die Schüler aufschreiben müssen. Einzelheiten aber, die der Lehrer nicht so beherrscht, daß er sie ohne Manuskript vermitteln kann, sind im allgemeinen auch für den Schüler entbehrlich.

Der Tod gehört zum Leben

Ganz allgemein wird also heute zu viel schriftlich und zu wenig mündlich überliefert. Merkwürdigerweise wird aber trotzdem gerade dort, wo eine schriftliche Fixierung am Platze wäre, diese unterlassen. Das klassische Beispiel ist die Familientradition.

Als die Pflege der mündlichen Überlieferung

noch allgemein verbreitet war, war es in unseren stabilen Verhältnissen eine Selbstverständlichkeit, daß auch die Familiengeschichte von einer Generation zur andern weiter gegeben wurde. Man wußte nicht nur, wer die Großeltern und Urgroßeltern waren, sondern die Kenntnisse gingen oft auf viele Generationen zurück. Ich hörte einmal von einem anschaulichen Beispiel lebendiger Familientradition. Der Gastgeber sprach anlässlich seiner Einladung von einem Vorfahren, der als Oberst in einem Schweizer Regiment unter Ludwig XIV. (1643–1715) gedient hatte. In diesem Zusammenhang erzählte der Herr des Hauses dann eine Anekdote: «Und dann sagte er – eben dieser Vorfahre – zum König: „Mit diesen Kopfbedeckungen, die Sie einführen wollen, würden unsere Soldaten sich lächerlich machen.“» Man sprach also vom *Roi soleil* wie von General Wille oder General Guisan.

Bei einer andern Gelegenheit hörte ich auf ähnliche Art von Jürg Jenatsch reden, mit dem die betreffende Familie vor 300 Jahren zu tun hatte.

Eine äußerst lebendige Familien-Tradition war immer charakteristisch für die Schweiz, und zwar nicht nur für den Adel, wie in andern Ländern, sondern auch für die Bauern und Bürger. Im Zusammenhang mit dem allgemeinen Verfall der mündlichen Tradition sind aber diese Überlieferungen in den meisten Familien verloren gegangen. Die schriftliche Festhaltung, die nun hier wirklich gute Dienste hätte leisten können, wurde aber auch nicht unternommen. Irgendwie glaubt man, es sei Aufgabe der Schule oder der Geschichtsschreibung oder des Staates, das Wichtige festzuhalten. Irgendwie empfindet man auch, daß bereits ohnehin viel zu viel geschrieben und gedruckt wird. Deshalb unterläßt man es, sich gerade dort der schriftlichen Fixierung zu bedienen, wo diese am Platze wäre. Als die meisten Leute noch Mühe hatten, zu schreiben, bemühten sie sich trotzdem, in ungelenker Schrift, wenigstens die wichtigsten Ereignisse der Familiengeschichte auf die leeren Blätter der Bibel einzutragen. Heute, wo jeder schreiben kann, werden diese Aufzeichnungen nur mehr selten gemacht.

In der letzten Zeit mehren sich allerdings erfreulicherweise die Familiengeschichten, die sogar gedruckt werden. Aber sie sind immer noch seltene Ausnahmen und beruhen in der Regel auf nachträglich durchgeführten For-

schungen und sind deshalb farbloser als persönliche Erinnerungen.

Alle Tradition, besonders aber die Familien-Tradition ist deshalb besonders wichtig, weil sie die Verbindung mit jenen schafft, die vor uns waren.

«*Wir Toten, wir Toten sind größere Heere, als ihr auf dem Lande, als ihr auf dem Meere.*»

Der Zusammenhang mit denen, die vor uns auf der Erde waren, gibt uns Kraft und schützt uns vor der Vermassung. Erst diese Verbindung schafft auch die richtige Beziehung zum Tod. Ohne diese ist aber ein richtiges Leben nicht möglich, sie gehört zu einem vollen Lebensgefühl.

Die Wiederherstellung des Gleichgewichts

Heute, wo wir die gefährlichen Auswirkungen des Überwucherns des Geschriebenen und Gedruckten kennen, ist es unsverständlich, warum im Mittelalter die Kunst des Lesens und Schreibens nicht verbreiteter war. Es lag nicht am Nicht-Können, sondern am Nicht-Wollen. Der Dichter des *Parzifal*, Wolfram von Eschenbach, bekannte selbstbewußt: «Ich kenne keinen Buchstaben.» Auch viele der mittelalterlichen Herrscher, wie zum Beispiel Rudolf von Habsburg, waren stolz darauf, Analphabeten zu sein.

Die liberale Geschichtsschreibung stellte den Widerstand, den die Bauern des 18. Jahrhunderts an vielen Orten dem Lesen- und Schreibenlernen entgegenbrachten, als Ausdruck sturer Beschränktheit dar. Aber so einfach ist die Sache nicht. Man wußte, oder man ahnte wenigstens, welche Gefahren die allgemeine Verbreitung dieser Künste mit sich bringen würde.

Trotzdem kann natürlich keine Rede davon sein, die Zeit, wo das Lesen und Schreiben noch nicht allgemein verbreitet war, als verlorenes Paradies und das Analphabetentum als Ideal darzustellen. Die Erfindung Gutenbergs war und bleibt ein Markstein in der Geschichte der Menschheit, und es ist eine großartige Leistung unserer Urgroßväter, durch den Ausbau der allgemeinen Schulpflicht es dazu zu bringen, daß heute jeder Schweizerbürger lesen und schreiben kann. Aber man sah in der ersten Begeisterung die Kehrseite der Medaille nicht. Man erkannte nicht, was man zerstörte.

Es ist deshalb die Aufgabe der jetzt Lebenden, sich um die Herstellung des Gleichgewichtes zu bemühen und dem gesprochenen Wort wieder mehr Platz einzuräumen.

Es kann sich auch nicht darum handeln, der Wiederbelebung einer blinden Traditionsgläubigkeit das Wort zu reden.

Als menschenfreundliche Städter im 18. Jahrhundert verbesserte landwirtschaftliche Methoden einführen wollten, stießen sie auf einen Widerstand, der uns heute unvorstellbar ist. 1768 mußte deshalb der Pfarrvikar Wegmann in Benken schreiben: «Ein Hindernis ist das allgemeine Vorurteil der Leute, es sei nichts mehr zu verbessern. Wie oft hört man nicht den Landmann sagen: „Mein Vater und meine Großväter haben es auch so gemacht und waren doch keine Narren, sondern verständige Leute, wie sollte ich es dann besser machen können als sie?“» Hätten unsere Bauern immer noch diese Geisteshaltung, so wären sie schon lange vom Erdboden verschwunden.

Allzu oft äußerte sich der Traditionalismus seinerzeit auch in einem sinnlosen und abergläubischen Festhalten am schlechten Alten. In das zürcherische Glaubensbekenntnis «Ich glaube an Jesus Christus...» hatte sich ein Druckfehler eingeschlichen. Statt «...aber am dritten Tage wieder auferstanden...» stand «*Abraham am dritten Tage wieder auferstanden*». Als nun bei einer neuen Auflage dieser Fehler bereinigt wurde, entstand unter den Bauern eine kleine Revolution. Sie jammerten, man wolle den Kindern die Religion wegnehmen.

Angesichts einer solchen Geisteshaltung ist es wirklich begreiflich, daß gerade jene, denen das Wohl des Volkes am Herzen lag, gegen diesen starren Traditionalismus Sturm liefen, und mit der hellen Fackel der Vernunft in die Nacht des Aberglaubens und des stumpfen Festhaltens am Alten zünden wollten. Aber das 19. Jahrhundert hat auch hier das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Der Radikalismus, der vom einzelnen Menschen verlangt, immer wieder Jetzbewältigungen zu erfinden, so zu leben, als wäre die Welt mit unserer Geburt geschaffen worden, ist übers Ziel hinaus geschossen. Es ist zwar richtig, daß jede Generation vor neuen Aufgaben steht und diese auf neue Art lösen muß, aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß nicht nur die Gegenwart und die Zukunft, sondern auch die Vergangenheit zum menschlichen Leben gehören.